

Wilhelm Speck Der Joggeli

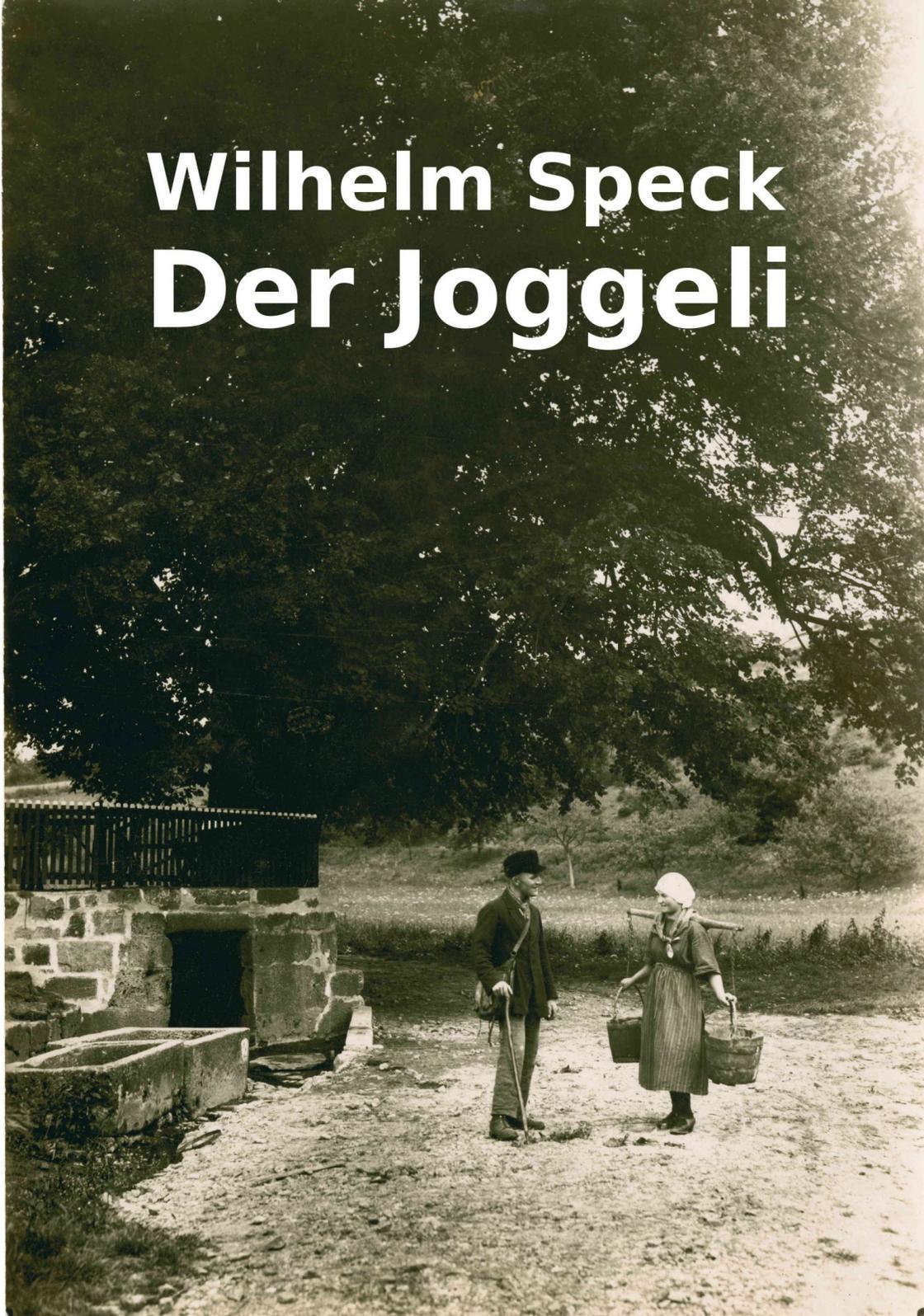


Foto auf der Titelseite: "Orferode: Joggeli-Linde; ca. 1910-1930", Stadtarchiv Kassel, Bild-Signatur: 0.552.387, Fotograf: Carl Eberth.

Speck, Wilhelm: Der Joggeli

erstmal erschienen im Jahr 1907

Vorworte des Autors aus den Jahren 1912 und 1918

Herausgeber:

neu aufgelegt durch:

Geschichtsverein Großalmerode e.V.

Kleiner Kirchrain 3

37247 Großalmerode

info@glas-und-keramikmuseum.de

www.glas-und-keramikmuseum.de

Bearbeitung: R. Beulke

Version:

14.03.2017



Wilhelm Speck, gezeichnet im Jahr 1899 von Wilhelm Thielmann (1868-1924); Original im Besitz des Geschichtsvereins Großalmerode; Foto H. Harder.

Wilhelm Speck

07. Juli 1861 geboren in Großalmerode
1871 Umzug nach Kassel
1880 Abitur am Friedrichsgymnasium in Kassel
1881 - 1885 Studium der Theologie in Leipzig und Marburg
ab 1886 Pfarrverweser ¹ in Kirchditmold (heute Stadtteil von Kassel)
1887 Heirat mit Ida Gerhardt
ab 1887 Anstellungen als Gefängnisseelsorger
- Gollnow (heute Goleniów /Polen)
- Sonnenburg (heute Slonsk/Polen)
- Cottbus
- Halle
- Berlin-Moabit
1911 Ehrendoktorwürde der Philipps-Universität Marburg
ab 1912 Pfarrer in Zimmersrode (heute Ortsteil von Neuental)
1916 aus gesundheitlichen Gründen Versetzung in den Ruhestand
1921 Ehrenbürgerschaft von Großalmerode
31. März 1925 gestorben in Kassel

Werke

- 1893 Ursula (Novelle)
1894 Die Flüchtlinge (Novelle)
1904 Zwei Seelen (Roman)
1906 Über Gefangenenbibliotheken
1907 Der Joggeli (Erzählung)
1908 Aushalten! Ein Quartettfinale (Novelle)
1925 Briefe an einen Freund (Hrsg: Dr. Heinrich Spiero)

Der Joggeli

Erzählung von Wilhelm Speck

Mit einem Geleitwort vom Verfasser

Dem
Andenken meiner lieben Eltern
und der
hessischen Heimat

Es ist gewünscht worden, daß ich das Geleitwort zum "Joggeli" diesmal selbst schreiben möchte und etwas von meinem eigenen Leben erzählen. Ich habe dieser Aufforderung nur ungern nachgegeben; denn es ist immer meine Meinung gewesen, daß man, besondere Fälle abgerechnet, stets am besten fährt, wenn man sich an dem genügen läßt, was ein Schriftsteller oder Künstler in seinen Werken selbst von sich und seinem Leben kundgibt. Mein eigenes Leben wenigstens ist still und einfach verlaufen und bietet wenig, was andere interessieren könnte. Da ich aber einmal dem Wunsche nachzugeben versprochen habe, so will ich jetzt auch mein Wort einlösen und dabei die Augen auf ein Stück Leben richten, das fertig, losgelöst und abgeschlossen in schöner Ferne hinter mir liegt, wobei ich mir dann denken muß, ich spräche zu guten Freunden, denen auch das Geringe nicht gleichgültig und unbedeutend ist, weil sie eben Freunde sind.

Geboren bin ich in Großalmerode, einem hessischen Städtchen, das, zwischen Wäldern und Bergen eingebettet, mir meinen größten Reichtum an Naturbildern geschenkt hat, obwohl ich mich schon in früher Jugend von ihm trennen mußte.

Schön ist es, eine Vaterstadt zu haben, die einem auch nach vielen Jahren noch auf Schritt und Tritt vertraute Bilder zeigt und durch deren Straßen und Gassen wandelnd, man ein bekanntes Gesicht nach dem anderen wiederfindet. Ich sehe in meiner Vaterstadt nur noch einige bekannte Straßen und Häuserwinkel, die Menschen sind mir fremd geworden, ich kenne nur noch wenige von ihnen und ebenso wenige werden mich noch kennen. Aber auch das Bild der Stadt und ihrer nächsten Umgebung hat sich stark verändert. Über den Wiesen und Hügeln, auf denen wir uns einst fröhlich tummeln durften, ragen rauchende Schloten empor, die Eisenbahn fährt über unsere Spazierpfade dahin, und selbst die lieben, alten Straßenbrunnen, die sonst Tag und Nacht hindurch in steinernen Becken rauschten, fließen jetzt nicht mehr. Nur

die Berge stehen noch wie vorzeiten da, ernst und waldgekrönt, und weiter hinaus gibt es noch heimliche und vertraute Wiesengründe, in denen der Bach über ausgewaschene Steine springt und da und dort etwa ein moosgrünes Mühlrad geruhsam wie vorzeiten auf- und niedersteigt.

Auch als wir im Jahre 1871 von Großalmerode nach Kassel übergesiedelt waren, bin ich noch manches liebe Mal durch die alte Vaterstadt gewandert, dem hohen Meißner zu und über seine Waldhöhen hinweg in das Heimatdorf meines Vaters, Orpherode. Das war dann eine vergnügliche Vetterstraße ², Wald und Wiese und ein munteres Flüßchen und einen Bach immer zur Seite alle paar Stunden auch ein befreundetes Haus in der Erwartung, das gute Rast und Atzung ³ verhiess.

An diesen Wanderungen im hellen Morgensonnenschein oder im stillen Abendgold haften meine schönsten Erinnerungen. Meine Mutter kannte eine Menge schöner, alter Lieder und Melodien, und wenn sie, der Bürde ihres arbeitsvollen Lebens für eine Weile entledigt, den anstrengenden Teil des Weges hinter sich hatte und nun vom Meißner herab auf das gesegnete, im Abendlicht erglänzende Land nach dem Werratal zu niederschaute, dann leuchtete es in ihren stillen, freundlichen Augen hell auf, und die nun schon lange verstummte liebe Stimme hob eine Melodie nach der anderen aus dem Herzen empor. Daß mir später, wo ich mich selbst in Vers und Reim versuchte, der Ton des Volksliedes immer im Ohre lag, und daß ich auch heute, wo ich mich längst der Prosa ergeben habe, danach trachte, das, was ich zu erzählen habe, aufs einfachste und in schlichten Naturlauten auszusprechen, die die Volksdichtung so unvergleichlich schön und rührend hervorzubringen vermag, das haben wohl diese Eindrücke aus früher Jugend bei mir bewirkt.

Ganz glücklich aber waren wir, wenn es gelang, dem Vater eine Geschichte abzubetteln. Irgend etwas aus der Bibel oder auch aus der Weltgeschichte, ein Märchen oder eine

Sage, es war alles willkommen; denn alles, was wir hörten, war ein Märchen und war Wahrheit zugleich, und auch Bekanntes und öfter Gehörtes wurde jedesmal mit neuem Entzücken vernommen. Erst da ich als Student einmal meinen Vater im Unterricht den Kleinen und Kleinsten eine Geschichte vortragen hörte, ist es mir recht zum Bewußtsein gekommen, wie wundervoll er zu schildern verstand und wie unter seinem Erzählen alles und jedes bis in die letzte Einzelheit hinein lebendig und farbenvoll wurde. Bei der Wahl dessen, was er erzählte, knüpfte er gern an eben Geschautes und Erlebtes an und webte auch gern die Welt der Wirklichkeit um uns her, Menschen und Dinge, Bäume und Steine und Wolken, die gerade über uns hinzogen, in seine Schilderung hinein. Ich habe in meine Erzählung "Joggeli" eine solche Kindheitserinnerung eingeschmuggelt. Wie der Joggeli seinen eigenen Kindern und, als diese von ihm gegangen waren, fremden Kindern ein Ende verrosteten Eisendrahtes, das er im Gras der Frauhollenwiese gefunden hatte, als Überrest einer vormaligen Verbindung mit einer Verborgenen, dem Kinderherzen aber immer nahen und innig vertrauten Welt vorweist, so ist auch mir einmal mitten in der Geschichte und am Ort des Märchens selbst ein solcher Fund von meinem Vater gedeutet worden, und so scheu und andächtig, wie es die Kinder in der Erzählung tun, habe auch ich das geheimnisvolle Beweisstück angesehen.

Wenn ich jetzt einsam die Pfade der Erinnerung wandere, dann schimmert mir durch das Bild, das ich vor Augen habe, immer noch ein anderes entgegen, das ich Vorzeiten erblickte. Der sonderbare Weidenstumpf auf einer Bergwiese, ein verwitterter, großer Steinblock über einer waldigen Kuppe, Lindenbäume an der Straße, die einen Steinsitz überdachen, Lindenkronen über uralten Brunnen, ein dunkler Höhleneingang jenseits eines träumerischen Weihers, ein Jägerhaus, ganz verloren im Walde, an dessen Tür der Röhrenbrunnen mit den Stimmen der Finken singt und summt, das Rauschen einer Mühle und Glockentöne von irgend woher - das alles redet nun eine

zwifache Sprache. Und wenn ich, dort vorüberkommend, nach einem von Buschwerk wie von einer festen Mauer umschlossenen Walde hinüberschaue, dann denke ich immer daran, daß darin Brüderchen und Schwesterchen einmal über Laub und Moos hinirrten, und bald wird in meinem Traum der Fels einer von Sträuchern umrankten Felsgruppe zum Dach eines Königsschlusses, umspinnen von Rosen und überglänzt vom Abendrot. So höre ich, ähnlich dem guten Leonhard, in meiner Erzählung "Ursula" zugleich eine Melodie von heute und eine aus fernen Tagen, und könnte ich den beiden Stimmen so leicht und frei wie er nachgehen, dann würde ich am Ende auch noch manches finden, wovon sich fröhlich und schön erzählen ließe.

Ich berichte von diesen Eindrücken aus dem Kinderland, weil in ihnen die Quellen meines Wesens fließen, aus denen ich schöpfe und wohl immer schöpfen werde. Oftmals habe ich mir meine romantischen Neigungen vorhalten lassen müssen und bin auch von wohlmeinenden Freunden öfters ermahnt worden, ihnen endlich zu entsagen. Wer kann aber aus seiner Natur heraus, selbst wenn er es ernstlich wollte? Ich verlange aber gar nicht nach solcher Verwandlung, sondern meine, jeder müsse danach streben, so zu sein, wie ihn die Natur geschaffen hat; und ich bin seelenvergnügt, daß mir von dem blauen Dufte, worin die Welt einst vor dem Kinderauge lag, noch immer ein Weniges geblieben ist, obwohl mein weiterer Weg in eine rauhe und harte Wirklichkeit hineingeführt hat. Ich überspringe die Jahre und was in ihnen geschehen ist und wende mich einem anderen Lande zu, aus dem mir, so arm und kümmerlich es mir zuerst gegenüber der Heimat erschienen ist, auch viele Quellen des Denkens und Dichtens zugeflossen sind. Ein freudloses, trauriges Land; Dostojewsky hat es ein Totenhaus genannt. Als ich vor fünfundzwanzig Jahren aus der Heimat nach dem Osten Deutschlands und aus dem Gemeindeleben in den Gefängnisdienst berufen wurde, hatte ich schon eine beträchtliche Menge von Liedern und Gedichten

zusammengebracht. Der Brunnen der Lyrik, aus dem ich unverdrossen und schonungslos Tag für Tag geschöpft hatte, war dann aber auch bis zum Grunde geleert worden und füllte sich erst langsam wieder auf. Es war also gut, daß es eine lange Zeit darin ruhig und ungestört quellen durfte und daß mich der Reiz eines neuen Landschaftsbildes, die Gegend um Küstrin herum und an der Oder, und die seltsamen Einblicke in die Menschenseelen, die ich in meiner neuen Tätigkeit gewann, jahrelang von mir selbst ablenkten.

Ganz anders als mein wald- und quellenreiches Heimatland sprach das Land, in dem ich nun leben mußte, zu meinem Herzen. Flach oder in niederem Hügelland und in eintönigem Wiesengrün mit der blauen Ferne verfließend, statt der Eichen, Buchen und Tannen phantastisch verschlungene Kieferkronen am Waldesrande, Stämme wie aus schwerer Bronze gegossen, die in fahlgrüne Wölkchen hineinragten, dahinter Stangenwald, Sand und Heide und hin und wieder ein melancholischer Wasserspiegel, von tief hinabgeneigten Föhren überdunkelt. Und das alles so einsam und menschenfern, ohne das lebendige Rieseln und Rauschen und ohne den vielfältigen Gesang meiner Heimatsberge. Es ergriff mich dennoch von Anfang an und, ob es auch das Heimweh nicht zu stillen vermochte, so zog es mich dennoch, je länger je mehr, mit seiner sanften, ernsten Schönheit zu sich hin.

Stark und tief waren auch die Eindrücke meines neuen Berufs. Gerade in der ersten Zeit kam ich mit sehr eigentümlichen Menschen zusammen, und wohl weil sie merkten, wie wenig ich meiner Aufgabe gewachsen war und wie unsicher, fast allein von dem einfachen menschlichen Gefühl geleitet, ich mir meinen Weg in ihre fremde Welt hinein suchte, öffneten sich mir fast von selbst auch sonst sehr verschlossene Naturen. So waren die ersten Zeiten wirkliche Entdeckungszeiten, ich sah Finsternisse, wie ich sie später nicht oft mehr wiedergesehen habe; aber auch wunderschöne Sterne und goldene Lichter schwebten vor mir auf, und ich nahm damals das Bild in mich auf, das

mich, nachdem es viele Jahre still und heimlich in mir geruht hatte, zu meinem Roman "Zwei Seelen" anregte. Wer aber lange Zeit in einer solchen Arbeit gestanden hat, fühlt allmählich, daß das zuerst so lebendige Gefühl in ihm lahm und stumpf wird. Die Bilder wiederholen sich unaufhörlich, und es sind fast immer traurige Bilder. Es ist ein Wandern durch Sand und Heide in drückender, staubtrüber Luft. Zuerst interessierte man sich gerade für Menschen, die sich im Leben am weitesten hinaus verloren hatten, und ihren Gewohnheiten, ihrer Denk- und Redeweise emsig nachforschend, versetzte man sie vielleicht in den Wahn, daß sie sich auf ihr Wissen um solche Dinge etwas einzubilden hätten. Das geschieht ja auch jetzt so oft, wo die Schilderungen aus diesem Milieu mit wichtiger Miene, als handle es sich um Offenbarungen aus einer höheren Welt, feilgeboten werden. Wer mit diesen Dingen alle Tage zu tun hat, der sieht aber allmählich ein, daß es sich wenig lohnt, aus solchen Wassern fort und fort zu schöpfen. Man hat bald genug davon, begehrt nicht mehr und weiß, daß man auch nicht mehr viel erfahren kann. Und so absonderlich, oft seltsam, oft schreckhaft vieles ist und bleibt, mit der Zeit wird es monoton wie die Bilder des armen heißen Heidebodens, und nur an einigen wind- und sturmverwehten Gestalten haftet vielleicht der Blick noch mit der ersten Teilnahme. So kann es leicht geschehen, daß das Auge immer leerer zurückkommt und die Arbeit immer freudloser wird. Vielleicht aber findet man auch einen neuen Weg, der zu neuen Ausblicken hinleitet und den gesunkenen Mut wieder hebt und stärkt. Es blühen ja der Blumen nicht gar viel in diesem Lande, und man muß lange suchen und oft hoch emporsteigen, ehe man sie findet. Aber sie blühen doch auch an diesem Wege, und wenn wir sie dann entdecken, entzückt es uns ebenso, wie wenn uns zwischen verwitterten Steintrümmern an der Grenze der Schneeregion ein schönes, einsames Blumenauge entgegensieht. Ich habe dieser Blumen genug gefunden, sobald ich weniger nach dem, was trümmerhaft geworden

war, ausschaute als nach dem, was noch heil und ganz geblieben war, und seitdem ich mich nicht mehr soviel an die Besonderheiten hielt und an die Abweichungen vom Bilde den Menschen, in dessen Herzen ein höheres Ideal lebt, sondern als ich nach dem suchte, worin wir uns alle ähnlich sind und was bei uns allen wiederkehrt. Da fand ich dann auch unter den krausesten Dingen das uns allen verwandte Menschenanglitz und erlebte es vielmals, daß sich unter solchem Anschauen die fremde Seele vor mir bis in ihr verborgenstes Leben hinein leicht und willig auftrat.

Vor dem, was ich selbst gesehen habe, habe ich darauf vieles in den "Zwei Seelen" geschildert. Um das Bild des Mannes, der uns in diesem Buch von dem Licht und der Finsternis seines Lebens erzählt und mit allen schönen Sternen auch die düsteren bleichen Schatten der Vergangenheit vor uns erscheinen läßt, schlingen sich mancherlei Blumen der Erinnerung, deren Aufblühen ich einstmals beobachten durfte. Das Kriminalistische tritt dabei zurück, ich wollte ja keinen Kriminalroman schreiben, sondern den Roman eines Menschen, dessen Züge keinem von uns ganz fremd sind, in dessen Worten wir vielmehr nachklingen hören, was lauter oder leiser auch einmal in uns selbst erklingen ist. So war es mir recht, daß ein verehrter Freund den empfangenen Eindruck dahin zusammenfaßte: »Tua res agitur, durch deine Seele geht der Menschheit Leid, in deiner Seele wird sie erlöst", und ich freute mich, als mir bekannte und unbekannte Leser schrieben, sie hätten beim Lesen des Buches zuletzt nicht mehr die Stimme eines anderen vernommen, sondern sich selbst lauschen und stillehalten müssen.

Das wirkliche Leben zerreißt ja nach und nach den goldenen Schleier, durch den das junge Auge einstmals auf die Welt und die Menschen blickte. Man geht nicht mehr in solchen Träumen, wie man es als Kind getan hatte, durch den Wald, sondern weiß, daß die Bäume Bäume sind und die Menschen eben nur Menschen. Und doch haben wir Stunden, in denen wir den verlorenen Schleier wiedergefunden zu haben meinen. Man sitzt etwa vor den

letzten dunklen Waldleisten und sieht den Himmel blau oder vom Abendrot übergoldet durch die Stämme schimmern. Da werden im Hinschauen versunkene Tage wieder lebendig, und wir hören eine Sprache, die die klugen Meister in Israel ⁴ über Wichtigerem vergessen haben, und die deutlich nur noch von Kindern gehört und verstanden wird.

So habe ich versucht, die Menschen zu sehen und ihr Bild zu malen: so wie sie um uns her leben und wie sie sich untereinander geben, zugleich auch mit dem Lichtschimmer im Auge, den die Welt des ewig Guten und Schönen zu ihnen hinübersendet. Der Joggeli in diesem Buch kannte diesen Schimmer von Jugend an. In seinen jungen Jahren war er ihm der Schimmer einer Märchenwelt gewesen, später wurde er ihm der Widerschein seiner dritten Heimat, der er in Freud und Kummer zugewandert war. Die leuchtete ihm zuletzt ganz warm und hell in die Gedanken und machte ihn fähig, die Menschen, wie sie nun einmal sind, ob jung oder alt, ob klaren oder getrübbten Herzens, zu verstehen und zu lieben.

Ich bin oft gefragt worden, wo der Joggeli eigentlich gelebt habe und wo sein Häuschen stehe. Ich kann darauf nur antworten, wie es im Buch geschrieben steht. Ganz nahe bei dem Dorfe Orpherode steht eine hohe, alte Linde in wunderbarer grüner Pracht über einem still hervorsprudelnden Quell, dem Dohlsbrunnen. Hier wurde in meiner Jugendzeit alle Tage Wasser geschöpft und in Fässern ins Dorf hineingefahren. Jetzt findet man dort nur etwa noch eine Frau oder ein Mädchen, die ihr gesponnenes Linnen auf der grünen Wiese am Waldessaum ausgebreitet haben und es mit dem Wasser des Dohlsbrunnens begießen. Das Häuschen des Joggeli steht schon lange nicht mehr, wie lange wird's dauern, so wird vielleicht auch die Joggeli-Linde dem Sturm der Zeiten verfallen und dann nicht mehr über dem Dohlsbrunnen rauschen. Es ist immer mein Gedanke, mir unter der Linde eine Ruhebänk aufzustellen, wo ich dann in der

Abendsonne ein Stündlein sitzen und träumen könnte. Gewiß würde es mir dann von allen Seiten entgehläuten: ein süßes fernes Klingen und Erinnern.

Ich sende den Joggeli zum dritten Male in die Welt hinaus mit dem Wunsche, womit ihn sein früherer Herausgeber begrüßt hat, daß das Buch vielen Lesern warm und herzlich in die Seele hineinläuten möge.

Berlin, im Februar 1912.

Wilhelm Speck.

Wieder einmal hat mir mein freundlicher Verleger, Herr Martin Warneck, die erfreuliche Kunde zu melden, daß in nächster Zeit ein Neudruck des Joggeli erfolgen werde.

Unter der alten Joggelilinde, über die nun fast vier Kriegsjahre dahingerauscht sind, hat ein hessischer Verein der Werragegend, in Anlehnung an einen von mir ausgesprochenen Gedanken, eine Sitzgelegenheit geschaffen, Tische und Bänke, auf denen es sich im Schatten der herrlichen Linde gar schön und friedsam sitzen läßt in der Abenddämmerung.

Da hat es nun sich gefügt, daß auf diesem Fleckchen deutscher Erde in deutschem Frieden gern gefangene Franzosen, Russen und andere Gefangene herumzusitzen pfliegen, und in sich ein Bild des deutschen Wesens und Friedens mit sich hinwegnehmen mußten. Hoffentlich überdauert der Lindenbaum den Weltkrieg, und hoffentlich gelangt dann auch die Welt bald zu einem guten, deutschen Frieden, in dem die Wunden des unheilvollen Krieges heilen und die Herzen wieder aufatmen.

Heil unserem deutschen Vaterlande, Gott sei auch ferner mit ihm!

Cassel-Wilhelmshöhe, im Frühling 1918.

Wilhelm Speck.

Der Joggeli

In Dutenbach möchte ich Sommertags wohnen, dürfte ich einmal ein Haus auf Erden besitzen, besonders wenn das des Joggelis Haus wäre. Friedsam sitzt es sich da oben, die Landstraße zieht eine halbe Stunde entfernt um das Dorf herum, und zur Eisenbahn braucht man die doppelte Zeit. Eine grüne Wiesenflur breitet sich aus, wo das Dorf unten anfängt, und wo es oben aufhört, sind es nur noch einige Schritte zu einem rauschenden Buchenwald. Unterwärts wohnen die wohlhabenden Leute, den Berg hinauf die geringeren, ganz oben aber wohnt der Joggeli.

Wer den Joggeli besuchen will, steigt einfach den hohen Meißner hinauf und geht am Frauhollenteich, woraus dortzulande die kleinen Kinder kommen, ein Stück entlang. Hierauf braucht er nur noch auf der anderen Seite des Berges wieder hinunterzuklettern und einige Stunden geradeaus nach Osten zu wandern, dann kommt er, noch ehe das Hessenland zu Ende geht, nach Dutenbach.

Geschieht dies etwa an einem schönen Sonntage in der Dämmerstunde, und ist ihm das Glück ein wenig günstig, so gelangt er auch ohne weiteres, und ohne sich erst befragen zu müssen, zum Joggeli selber. Denn dann hört er es vielleicht, sowie er in die sonntagsstille Dorfstraße einbiegt, von oben her klingen und singen, das eine Mal etwas Lustiges, ein andermal ein Lied vom Scheiden und Meiden und trauriger Liebe. Das zieht ihn weiter und weiter und immer höher den Berg hinauf, bis er zuletzt vor Joggelis Haus steht. Dort findet er die Sänger unter einem alten, weit überhängenden Nußbaum, schlanke Burschen, braune und blonde Mädchen im bunten Sonntagsschmuck, mitten unter der blühenden Jugend aber auch ein weißhaariges Männchen, runzig schon und etwas gebeugt, aber mit hellen und freundlichen Augen. Das ist dann der Joggeli.

Am Sonntag hat er immer Gesellschaft. In den

Nachmittagsstunden stellt sich stets ein Trupp Schulkinder bei ihm ein, die um ihn her im Nußbaumschatten spielen. Oder auch sein Patenkind, das Lenchen, drängt sich an ihn heran, hebt das blonde Köpfchen und die Veilchenaugen zu ihm auf und bittet: Pate, erzähl uns!

Dann erzählt er Geschichten. Nichts Besonderes und Neues, jeder andre vermöchte es wohl auch, aber wenn der Joggeli erzählt, klopft einem das Herz, und die älteste Geschichte ist wie neuvergoldet.

Gegen Abend statten ihm die jungen Leute gern noch einen Besuch ab, wenn sie vom Wald oder aus den Wiesen zurückkommen. Der Joggeli mag das Singen so gern, keiner kennt auch so viele Lieder als er. Und es sitzt sich dazu im Abendgolde wunderschön unter dem Nußbaum. Das Haus steht schmuck daneben, mit schneeweißen Wänden, das Balkenwerk, bald himmelblau, bald rosenrot, je nachdem Joggelis Stimmung gerade beim Malen gewesen war. Er hat auch Zeiten gehabt, wo er es wohl hätte von unten bis oben hin schwarz streichen mögen, sie sind aber lange vorüber.

Weit schaut man bei ihm in die Welt hinaus, auf den Meißner gerade gegenüber und auf blaue Bergzüge, die niemand mehr mit Namen nennen kann. Auch der Joggeli nicht, der sich doch überall auskennt, bis nach Bremen hin und bis tief nach Amerika hinein.

Daß der Joggeli nicht irgendein Beliebiger ist, merkt man besonders, wenn er abends von der Waldarbeit nach Hause geht. Er geht dann nicht schlankweg die Straße hinauf, sondern hat fast bei einem jeden Hause einen kleinen Aufenthalt. Und wo er geht, hört man's das Dorf entlang und von, einem Haus zum andern rufen: Gute Nacht, Joggeli, komm gut nach Haus!

Da soll einer nicht gut nach Hause kommen, wenn ihn so viele freundliche Wünsche begleiten. Der Joggeli nennt den Gutenachtgruß sein Abendgeläute und müht sich alle Tage, sobald er sich zum Schlafen niederlegt, damit ab, das Geläute in Gedanken noch einmal zusammenklingen zu

hören. Wenn es ihm aber gelungen ist, dann schläft er schon lange. Andere Leute seines Alters quälen sich stundenlang, ehe sie den Schlaf erzwingen; er braucht nur Jüh zu sagen, so fährt's ihn schon dahin. Man möchte ihn wohl beneiden, fiele dabei ein Nutzen heraus, und wäre es nicht gerade der Joggeli.

Man darf aber nicht glauben, so gut wäre es ihm immer ergangen, und man sei ihm sein Leben lang im Dorfe so wohl gewogen gewesen. Nein, es hat lange genug gedauert, bis er solche Ehren erlangte, und grau und alt ist er geworden, ehe er überhaupt der Joggeli wurde. Vorher hieß er Jochen, und zu dieser Zeit dachte man weniger gut von ihm. Er hatte sich aber auch auf keine besonders rühmliche Weise im Dorfe eingeführt und auch späterhin manches versehen, so daß man mit ihm nicht recht warm werden konnte.

Man muß die Leute davon erzählen hören oder lieber noch ihn selbst, wie er nach Dutenbach gekommen und wie es ihm dort ergangen ist.

*

Es war vor vielen Jahren an einem Pfingsttage, als man im Dorfe zum erstenmal von ihm hörte, und vorher kannte er von dem Dorfe wohl auch nicht viel mehr als den Namen.

Eigentlich wollte er auch gar nicht nach Dutenbach, sondern eine halbe Stunde weiter, nach Rommersrode, und ein anderer als der Joggeli wäre auch dahingekommen. Seine Heimat war Vallanden, ein einsamer Weiler mitten im Walde, wo sich die Fühse gute Nacht sagen; seine Mutter aber stammte von Rommersrode, hatte dort auch noch immer reiche Verwandte, darunter eine Erbtochter, die ihr Jochen heiraten sollte. Da Jochens Eltern alles andere als wohlhabend waren, und ihr Anwesen demaleinst auch noch unter viele Kinder verteilt werden mußte, so daß jedes von ihnen nur auf eine Handvoll Erde zu rechnen hatte, so hatte es langer Verhandlungen bedurft, ehe es sich mit der Heirat fügen wollte. Das Mädchen hatte jedoch bei einem Vorbesuch an dem schmucken Burschen

Gefallen gefunden; denn er war zu dieser Zeit ein hübscher und ansehnlicher Mensch, nicht gerade stattlich, aber wohlgewachsen, mit frischem Gesichte und den schönen blauen Augen, die ihm bis ins Alter verblieben sind, dazu gesprächig und von heiterm Gemüt. So hatte sie sich der Angelegenheit eifrig angenommen und sie auch zum erwünschten Ziele geführt. Nun sollte er sich nur noch in Rommersrode vorstellen und den Schlußstein zu seinem Glücke selber legen.

Das Morgenrot leuchtete am Himmel, als er von Vallanden aufbrach, und der Mond beobachtete noch, bevor er unterging, daß sich Jochen einen duftenden Maibusch an den Hut steckte und dann lustig in den Morgennebel hineinsprang. Bald blitzte die Sonne aus den Wolken hervor und führte einen Tag herauf, wie er nicht prächtiger sein konnte, so recht geschaffen für einen, der dem Glück entgegenziehen will. Felder und Wiesen grüntem und blühtem, der Buchenwald badete sich im Sonnenglanz, und tausend Lerchen sangen in der blauen Maienluft.

Noch viel mehr aber jubilierte es im Herzen des frühen Wandrers, während er durch taufeuchte Wiesen dahineilte und manchmal einen rauschenden Bach, der seinen Weg kreuzte, in einem kühnen Sprunge nahm, obwohl eine bequeme Brücke zu seiner Verfügung gestanden hätte. Der ganze Mensch war ein einziger Übermut, es schwante ihm, das sei heute sein schönster Tag, und er ließ die Augen allenthalben herumschweifen, um unterwegs ja nichts von seiner Schönheit zu versäumen.

So war er, ohne ein einziges Mal auszuruhen, bei vier Stunden gelaufen, und schon winkte ihm der Rommersröder Turm über die letzte Anhöhe entgegen. Zuvor aber mußte er Dutenbach passieren, und eine Viertelstunde vorher quoll in seinem großen Brunnenhaus auch noch der Dohlsbrunn, der schon manchem gefährlich geworden war. Die Dutenbacher holen aus ihm ihr Trinkwasser und fahren es in großen Fässern nach Haus. Das dauert immer eine ganze Weile, ist aber dennoch kurzweilig und unterhaltend; der Lindenbaum über dem

Brunnen vermöchte wohl manches zu erzählen.

Als Jochen fröhlich daherkam, schöpfte gerade ein Mädchen, flink und behende, wie man es ist, wenn man die Welt erst achtzehn Jahre kennt, mit braunen Löckchen über der weißen Stirn und lachenden braunen Augen darunter. Sogleich, wie sie ihn grüßte, fühlte Jochen, jetzt müsse er erst einmal trinken, und nachdem er seinen Durst gelöscht hatte, daß es gut sein werde, ein wenig im kühlen Lindenschatten zu rasten. Darauf plauderte es sich, während das Mädchen Eimer auf Eimer aus dem Brunnen hob, so schön mit ihr, daß er nicht eher weiter konnte, bis das Faß überlief. Dann ging er mit ihr nach Dutenbach hinein, überschritt mit ihr die Rommersröder Straße, ohne einen Ruck in sich zu spüren, und befand sich unversehens oben auf dem Berge vor dem letzten Haus, in dem das Mädchen wohnte.

Da er sich einmal so weit verlaufen hatte, blieb ihm nichts anderes übrig, als daß er nun auch die Bekanntschaft ihrer Mutter machte, die eine Witwe war und weiter keine Kinder hatte als ihre Magdalene. Er ließ sich auch nicht vergeblich zum Morgenkaffee einladen, sondern setzte sich mit tausend Freuden und in solcher Behaglichkeit an den Tisch, als habe er an diesem Tage nichts weiter mehr vor.

Der Mittag war nicht mehr fern, als er endlich Anstalten machte, seinen Weg fortzusetzen. Nun aber bat ihn die Mutter, ihr Mal zu teilen. Wären es reiche Leute gewesen, so würde er die Einladung vermutlich ausgeschlagen haben, die Armut durfte er aber doch nicht verletzen. Also nahm er wieder Platz, und es schmeckte ihm, so bescheiden das Pfingstmahl war, über die Maßen.

Gerade als sie damit fertig waren, und nun eine Pause in der Unterhaltung eintrat, kam der Rommersröder Pfarrer ins Dorf und ließ läuten. Da gefielen dem Jochen die Dutenbacher Glocken so wohl, daß er Verlangen trug, auch die neue Orgel zu hören, von der ihm die Mutter Wunderdinge erzählt hatte, denn Musik, erklärte er, sei gerade seine stärkste Seite.

Während aber die Frauen auf dem altgewohnten Weg,

jedoch in einer ungewöhnlichen Aufregung zur Kirche gingen, zog er es vor, erst ein wenig um das Dorf herum zu promenieren und darauf das Gotteshaus von einer anderen Weltgegend her zu betreten. Dort zwängte er sich, ob sie ihn auch groß ansahen, mitten unter die jungen Männer, als wäre da sein herkömmlicher Platz, verschwand aber nachher, noch ehe sie sich den fremden Vogel etwas näher beschauen konnten, wie ein Geist und fand sich auf seinem diplomatischen Umwege richtig wieder in das Häuschen zurück, gerade als der Kaffee aufgetragen wurde. Die Orgel habe ihm ausnehmend gefallen, berichtete er. Er möchte sie wohl alle Sonntage hören, wenn es sich machen ließe.

Als er sich endlich verabschiedete, war es Nacht geworden, und auch dann noch, obwohl er schon vor der Tür war, dauerte es geraume Zeit, ehe er wirklich weiter kam. Denn nun mußte er sich erst aus zwei weichen Armen lösen, die ihn warm umfingen, und mußte seinen Blick von den dunkeln Augen wenden, die in der Frühe so schön gelacht hatten, jetzt aber in Tränen glänzten. Auch war es ihm ganz neu, daß man so flink von der Erde mitten in den Himmel hinein springen konnte; er war noch mitten im Staunen.

Bedenklicher als ihm, der heute schon manchen Graben übersprungen hatte, war es dem Mädchen, den Sprung ins Ungewisse so schnell zu wagen. Ob es sie auch vom Fuße bis zum Wirbel zog, so traute sie sich doch nicht, sondern ließ verzagt und unentschlossen den Kopf hängen. In dieser Not kam ihr Jochen zu Hilfe, indem er ihr unter dem Nußbaum, der dabei den Atem anhielt, eingestand, letzte Nacht sei ihm im Traume ein Mann erschienen, der habe zu ihm gesagt: Wenn du jetzt nach Dutenbach kommst, so wirst du vorher unter einer grünen Linde einen Brunnen rauschen hören. Dort wird dann gerade ein Mädchen Wasser schöpfen, und zum Zeichen merke, sie hat braune Augen, so dunkel wie die Nacht und so tief, daß dir sein wird, als müßtest du darin versinken; ihr Name aber ist Magdalene. Geld und Gut wird sie nicht viel haben. Wenn sie dich aber nähme, dann wärest du mit einemal reich.

Und sie wird dich nehmen, wenn sie dich auf deine Bitte hin aus ihrem Schöpfer trinken läßt und dich dazu aus freien Stücken anlacht. Denn das tut sie nicht jedem.

Man konnte bei dem Joggeli nie recht wissen, wie er es meinte, ob ernsthaft oder im Scherz. Er sagte das Wunderlichste mit einem unschuldigen Gesicht, so daß ihm auch verständige Leute oft wider Willen Glauben schenkten. Wie viel leichter mußte es ihm gelingen, ein unerfahrenes, noch nicht zu seinem vollen Verstande gelangtes Mädchen irrezuführen.

Die Magdalene wenigstens nickte, als er sie fragte, ob das nun nicht alles aufs Wort eingetroffen wäre, und lachte und weinte dazu. Nachher erzählte sie ihm, sie habe auch einmal geträumt, es wäre einer von weither gekommen, ein arger Schelm, der ihr jedoch von der ersten Minute an lieb gewesen sei: sie hätte ihn gar nicht wieder fortlassen mögen. Und nun wundere es sie nur, daß sie ihn heute nicht sogleich wiedererkannt hätte. Jochen machte zu dieser Geschichte ein zweifelhaftes Gesicht und behauptete, er sei das nicht gewesen, und er könne sich auf nichts besinnen, aber fatal wäre es ihm, wenn es ein anderer gewesen sei.

Wie der Mond aber, als er ihn unwirsch reden hörte, sein Gesicht sehen wollte und deshalb neugierig über den Berg kam, prallte er vor Schrecken in die Wolken zurück, denn er glaubte, unter Magdalenes Nußbaum stünde die Sonne.

Während dies geschah und die beiden jungen Menschen die wunderbarsten und seligsten Gedanken hatten, hatte das letzte Abendlüftchen des versinkenden Pfingsttages gerade ein Gerücht vom verlorengegangenen Jochen nach Rommersrode hinübergeweht, und es erwies sich nun, daß er klüglich getan hatte, sich in einiger Entfernung von diesem Dorfe zu halten. Aber auch ohne daß er hiervon wußte, focht ihn kein Zweifel an, sich vortrefflich gehalten zu haben. Erst als er zu Hause den Ausgang seiner Unternehmung vermelden sollte, hätte er vielleicht in seiner Zuversicht irre werden können, wäre er den Reden, die er über sich ergehen lassen mußte, nicht mit halbem Ohre

gefolgt. Die Seinen konnten ja nicht wissen, was für ein Glück ihm unversehens in die Hände gefallen war. Daher nahm er die Vorwürfe, die man ihm machte, als nicht ganz unverdient, geduldig hin und tröstete sich damit, daß ihm nach dem heißen Tage eine Abkühlung nicht unzutraglich sei, sein Herz brenne ja noch immer in roter Glut.

Seine Magdalene dagegen, in deren Herzen nicht die kleinste Schuld den inneren Frieden störte, versank unterdessen in einen schönen Traum voll himmlischer Freude, und es erschien ihr darin zuletzt ein Mann, der sie mit Lob überhäufte und es höchlich pries, daß sie ihren Pfingstgast freundlich aufgenommen und bereitwillig in ihren Armen gehalten hatte.

Darüber erstaunte sie nicht wenig. Es hatte sie ja doch keine Überwindung gekostet. Gleich morgen täte sie es wieder.

*

Die Dutenbacher lachten, als sie hinter Joggelis erstes Stück kamen und sagten, der habe ihnen gerade noch im Dorfe gefehlt. In Hülle und Fülle hätte er leben und als ein großer Herr fahren können, statt dessen habe er sich an eine Kette gelegt und zeitlebens zum Knechtsdienst verdungen. Wenn einem etwas recht Törichtes zugemutet wurde, antwortete man seitdem sprichwörtlich, man sei doch nicht von Vallanden.

Jochen ließ sich aber durch den Spott nicht verstimmen und sah auch nicht schief, als bald darauf ein anderer das Glück, das er verschmäht hatte, mit beiden Händen festhielt. In seinem Häuschen war eitel Sonnenschein, Lachen und Freude am Morgen und am Abend. Die junge Frau besorgte das Feld, er selber ließ sich vom Förster einstellen und war den ganzen Tag, wie er es von früher her gewohnt war, im Walde, brachte aber, wenn er heimging, immer von der Sonne, die ihm etwa geschienen hatte, und von den warmen Gedanken, die ihm durchs Herz gezogen waren, ein gut Teil mit nach Hause, und seine Magdalene legte das ihrige dazu.

Eine neue Welt öffnete sich ihm, als er seines jungen Weibes Herz immer besser verstehen lernte, und wie dann erst ein Kind in der Wiege lag, hatte die Welt kein Ende. Nun begriff er erst, wozu er sich den Kopf vor Zeiten mit tausenderlei Geschichten und Einfällen vollgepfropft hatte. Sie ließen sich jetzt recht gut verwenden. Neben seinem Ännchen, der Erstgeborenen, lag bald ein Bub in der Wiege, und kaum war dieser aus dem Ärgsten heraus, so meldete sich wieder etwas Neues an.

Die Leute fragten ihn, ob er auch überlegt habe, wie er die Kinder, wenn das so fortginge, zu ernähren gedenke. Er lachte sie aber aus und erwiderte: Seit die Schwieger leider die Augen zugetan hätte, wäre ja genug Platz vorhanden. Wenn die Bürschlein einmal im Häuschen drin wären, könne er sie doch auch nicht gut wieder hinausjagen. Er wolle jedoch, da ihm die Magdalene Sorgen mache, einmal zum Frauhollenteich hinaufgehen und abbestellen. Er zog auch wirklich eines Sonntags den Berg hinauf, mußte seine Bestellung aber verkehrt ausgerichtet haben, da er noch weiter bei der Frau Holle in der Kundschaft verblieb.

Kümmerlich ging es damals bei ihm her, dennoch blühten die Kinder wie die Röslein und zwitscherten mit den Schwalben unterm Dach um die Wette. Nur die Magdalene fiel immer mehr ab, was ja auch bei den vielen Kindern und der schweren Arbeit kein Wunder war.

Allmählich besserten sich jedoch ihre Verhältnisse, sie kauften sogar etwas Land zu dem ihrigen hinzu. Woher sie es eigentlich hatten, war nicht herauszubringen. Sie hatten wohl einmal geerbt, es konnte aber nur eine Kleinigkeit gewesen sein, fleißig und sparsam waren sie auch, Jochen arbeitete für zwei und gab nichts aus, dafür wurde die Magdalene mit jedem Jahr weniger. Man konnte es nicht erklären. Im Dorfe ging eine Rede, ein Haulemännchen ⁵ habe dem Jochen im Walde einen Schatz verraten, den er nun nach und nach in seinem Ranzen nach Hause schleppe. Als er einmal von diesem Gerüchte hörte, lächelte er geheimnisvoll und wich einer Erklärung aus,

indem er sagte, solch ein Haulemännchen sei gar nicht zu verachten, er brauche nur zu pfeifen, so käme ihrer ein ganzer Haufen und trüge ihm das Glück zu. Wer dem Jochen aber seinen Ranzen untersucht hätte, der würde etwas anderes als Gold und Geschmeide gefunden haben, einen Waldbeerenstrauß etwa, dazu ein paar bunte Häherfedern ⁶ oder einen funkelnden Bergkristall und ganz sicher ein Stück Hasenbrot ⁷; denn das sparte er sich, weil seine Kinder gar so lüstern danach waren, immer am Munde ab.

Als sie größer geworden waren, liefen sie ihm immer des Abends entgegen und warteten auf einem großen Stein unter einem Ebereschenbaum, bis sie ihn kommen sahen. Dann setzte er sich mit ihnen einen Augenblick nieder, kramte das ausgedörrte Brot hervor, gab jedem sein Stück und eine Erdbeere dazu, worauf man mit neuen Kräften heimwärts ziehen konnte.

Lieb hatten ihn die Kinder, sie waren aber doch von anderer Art als er. Sie wurden bald ernst, hatten den Kopf voll unternehmender Gedanken und träumten, ohne die Bedeutung recht zu verstehen, schon frühe davon, daß sie aus Dutenbach bald herausziehen würden.

Die Älteste erklärte denn auch nach ihrer Einsegnung ⁸, es sei besser, sie nähme einen Dienst an, zu Hause seien noch genug Münder zum Essen und reichlich Hände für die Arbeit, und der Vater, so schwer es ihm ankam, gab ihr recht. Sie zog dann weiter und immer weiter das Land hinauf, und weil der Vater so oft von den Bremer Stadtmusikanten erzählt hatte, war ihr die Stadt in Gedanken heimisch geworden, und es lockte sie so lange dahin, bis sie dort war. Dann wanderte sie nach Amerika aus und blieb verschollen. Der Sohn wurde Zimmermann, ging nachher in die Welt, aber nicht sehr weit, kam auch bald wieder zurück als ein brustkranker Mensch, der noch eine Zeitlang herumkümmerte und dann für immer auswanderte.

Bei den übrigen Kindern, die zu einer Zeit geboren waren,

wo die Magdalene schon kränkelte, zeigte es sich frühe, daß sie nur zu einem kurzen Besuch auf die Erde gekommen waren. Die ersten Jahre sprangen sie munter herum, dann wurden die Augen groß und still, und der Vater mußte ihnen viel erzählen, wie es sich im Himmel unter den goldenen Lichtern wohne. Als sie genugsam Bescheid wußten, zog eins hinter dem anderen her den Sternen zu.

In Joggelis Haus wurde es finster, als die Lichter, die es hell gemacht hatten, nach und nach erloschen.

Die Magdalene sank immer mehr in sich zusammen, und das Lachen schwand aus ihren braunen Augen, wenigstens solange ihr Mann außer dem Hause war. Hörte sie seinen Schritt über den Hof hin, so holte sie es aus ihrem Herzen wie aus einem tiefen Brunnenschacht hervor, und wenn er die Tür öffnete, so schimmerte es ihm schon entgegen, freilich nicht mehr hell und strahlend wie einst, sondern mild und müde.

Ihm selber merkte man nicht an, daß ihn ein Kummer beschwerte. Man sieht doch, daß er nicht von hier ist, sagten die Leute. In Vallanden werden sie eine andere Natur und eine härtere Haut haben. Da geht er hin, aufrecht und gerade wie immer, und zu Hause plaudert er mit heiterem Gesicht, als sei ihm nichts geschehen.

Könnten die Bäume im Walde reden, sie hätten von einem Jochen zu erzählen, der kein heiteres Gesicht hatte, und der Ebereschenbaum wüßte wohl auch etwas zu berichten. Noch immer saß der Jochen auf dem Heimwege ein Weilchen unter ihm, stumm und still, die Augen zu Boden gesenkt. Erhob er sich dann, so gab er sich einen Ruck, fuhr sich mit der schwieligen Hand über die feuchten Augen und sagte: Fertig!

Es war ihm gesagt worden, er müsse sein Weib vor jeder Aufregung hüten und sie auf helle und fröhliche Gedanken bringen, und das versuchte er, soviel er es von sich aus vermochte, sorgte auch dafür, daß ihr die Leute nichts davon zutragen konnten, wie schwer ihm selber das Herz geworden war, und wie ihm zumute war. Als der erste Sarg

hinausgetragen worden war, tröstete er sie: Wir sind ja noch immer so reich. Beim anderen: Wir haben noch drei, Magdalene. Darauf: Denk an die zwei. Und dann: Noch eins. Endlich aber, als alles um sie leer geworden war, legte er die harte Hand, so zart er es vermochte, um sein Weib und sagte: Jetzt sind wir allein, und wir müssen nun versuchen, so glücklich zu sein wie damals, da wir auch nicht mehr waren. Wir müssen es versuchen, Magdalene.

Außer dem Wald und dem Ebereschenbaum wußte nur eine noch, wie es in seinem Inneren aussah, sie, die es nicht wissen sollte und es auch so lange in sich verbarg, bis ihre Kraft versagte und sie sich auch krank niederlegen mußte.

Nun drohten auch ihm die Kräfte auszugehen. Ein Blick aber auf das vergrämte Antlitz seines Weibes, dessen dunkle Augen ihn schmerzvoll suchten, gab ihm die Fassung wieder. Er sprach ihr gut zu und suchte ihr Mut einzuflößen. Die Magdalene nickte auch leise zu seinen Worten und drängte die Tränen, die ihr heiß aus dem wunden Herzen quellen, zurück. Während der Jochen seine schwere Bürde nach dem Wald hinauftrug, saß jetzt eine Nachbarin bei ihr, eine Witwe, die vor wenig Jahren ihr armes Vaterhaus glückstrahlend verlassen hatte, nun aber mit ihrem Kinde, bei dem die Magdalene Pate gestanden hatte, eine Stube bei den Eltern bewohnte und sich mit Tagelöhnern ernährte. Sie hätte das Lenchen gern um sich gehabt, aber Magdalene hatte heftig geweint, als das Mädchen, so wie es vordem ihre eigenen Kinder getan hatten, in der Stube umherspielte. Darauf verbot der Jochen, das Kind mitzubringen.

So schaute das Lenchen, wenn es sich einsam fühlte, von ferne nach den Fenstern und lauerte darauf, ob die Mutter nicht einmal hinter den Scheiben zu sehen wäre. Kam der Jochen nach Hause, so versuchte es immer wieder, hinter ihm her durch die Tür zu schlüpfen; er scheuchte es aber mit strenger Miene zurück. Da er ihm aber ein andermal einen Busch Erdbeeren oder Himbeeren mitbrachte, so wußte das Kind nicht recht, wessen es sich zu ihm zu

versehen hätte, ob er tückisch sei, oder ob man ihm dennoch trauen dürfe.

In Joggelis Haus hörte man jetzt den ganzen Tag keinen Laut, die Magdalene hing die meiste Zeit still ihren Gedanken nach oder lag schlafend und träumend in den Kissen. Erst gegen Abend, wenn sie ihren Mann zurückerwartete, fing sie an, sich zu ermuntern. Nachher erzählte er ihr oder las etwas vor, mit ruhiger Stimme und ganz wie sonst, und sein Weib wurde dabei zuletzt fast heiter.

Ihm selber ging freilich manchmal die Luft aus, er mußte vor die Tür treten und Atem schöpfen. Sah er dann aus der Nacht auf das Haus hin, dann quoll es ihm in der Brust. Sein alter freundlicher Nußbaum rauschte schwer und verwandelte sich in einen Totenbaum, dessen Schatten höher und höher in die Finsternis hinaufwuchs und das Häuschen zu erdrücken drohte.

Als er wieder einmal lange draußen in der Finsternis gestanden hatte und darauf in die Stube zurückkam, schaute ihm die Magdalene anders als sonst entgegen, über ihren Augen lag wieder der lang verlorene Glanz und die untergegangene Sonne.

Mir träumte, erzählte sie, ich stünde am Dohlsbrunn und schöpfte Wasser. Da kamst du im Sonnenschein daher, und das Herz lachte mir, als ich dich erblickte. Dort kommt mein Glück, sagte mein Herz. Es hat nicht gelogen.

In der Nacht drückte ihr Jochen die Augen zu.

*

Die nächsten Tage kam er nicht zu sich selbst. Später suchte er sich mit der Arbeit zu betäuben, es wurde ihm aber schwach, er mußte nach Hause gehen. Einige Tage wartete er und versuchte es dann wieder. Es ging nicht, die Axt fiel ihm aus den Händen. Als ihn die Leute zurückwanken sahen, sagten sie: Jetzt hat es ihn gepackt. Grau ist er auch geworden. Vorher konnte man es nicht bemerken, jetzt läßt es sich nicht mehr verbergen.

Er verbarg es auch nicht, er brauchte ja auf niemand mehr

Rücksicht zu nehmen. Nur daß er sich in sein Haus einschloß und kaum noch zu sehen war. Wer des Abends spät an dem Hause vorüberging, sah ihn dann wohl am Tische sitzen vor der Lampe, den Kopf in beiden Händen, regungslos. Später irrte er mit dem Licht im Hause herum, unten und oben, von einer Stube in die andere, als suche er etwas und könne es nicht finden. Noch später saß er im Finstern, es lohnte nicht mehr, Licht zu machen.

Klopfte jemand an die Tür, so gab er Antwort, rührte sich aber nicht vom Platze. Hätte er sagen sollen, was er eigentlich im Sinne führte, er hätte nicht antworten können. Er war ohne alle Gedanken, dachte weder rückwärts noch vorwärts; er lag wie der Stein, der in einen Brunnen gefallen ist, in der Tiefe. So ging es einige Zeit, in der er aß und trank, ohne es gewahr zu werden, ohne es zu wollen, ohne es zu schmecken, nur weil er es früher getan hatte, und er wäre wohl auch, ohne es zu merken, hinter den Seinen her aus der Welt gegangen.

Eines Nachts aber, da er weder gewacht noch geschlafen hatte, drang ein Geräusch zu seinem Ohr und ließ ihn zusammenfahren. Es war schon wieder vorüber, als er lauschen wollte; und es war ganz still. Kein Lüftchen ging, der Nußbaum regte kein Blatt, nicht eine Fliege summte.

O Gott, stöhnte es in ihm, ich liege in einem Grab. Es hat mich alles verlassen. Auch die Uhr ist still geworden.

Die Uhr! Er fuhr von neuem auf und horchte: sie war nicht zu hören. Er lauschte länger: nichts. Das Stundenschlagen hatte sie ja längst aufgegeben, ob sie auch immer noch dazu ansetzte, aber ihr leises Hin- und Hergehen war doch immer noch zu vernehmen gewesen, auch damals, als noch viele um ihn her atmeten.

Nun besann er sich darauf, daß er sich seit langem nicht mehr um sie bekümmert habe. Die Uhr war der Magdalene immer lieb gewesen, sie hatte sie an jedem Sonntagmorgen selbst aufgezogen. Erst seit ihrer Krankheit hatte sie ihn damit betraut, und das letztmal, da er es getan hatte, war sie ihm noch mit den Augen gefolgt.

Er stand auf, suchte im Dunkeln den Schlüssel, drehte ein

paarmal herum, dann fühlte er einen Widerstand, und als er ihn überwunden hatte, konnte er drehen, solange er wollte. Nun machte er mit zitternden Händen Licht und nahm das Werk aus dem Gehäuse: die Feder war zerbrochen. Er wußte es ja ohnehin.

Ach, wie viel war hier schon gebrochen, und nun zerbrach auch das letzte, was einmal um ihn her gelebt hatte! Es war ihr zu still geworden, der alten Uhr. Sonst hatte sich die Magdalene mit ihr unterhalten, lief sie einmal zu eilig oder blieb sie hinter der Zeit zurück. Die Kinder hatten es ihr nachgemacht, wenn sie schlagen wollte und es nicht fertig brachte, und eines nach dem anderen hatte im Uhrkasten als in einem Versteck gesessen, gleich dem Geißlein, da der Wolf ins Zimmer sprang. Das war nun alles vorüber. Sie hatte recht getan, ihren Dienst einzustellen.

Das Uhrwerk fiel ihm aus der Hand, er achtete es nicht, sondern legte den alten müden Kopf auf den Tisch und schluchzte laut auf.

Als er sich endlich aufraffte und die Uhr aufnahm, sah er, daß der Holzrahmen, der das Räderwerk umspannt hatte, auseinandergebrochen war. Nun holte er den Nagelkasten, paßte ein, hämmerte, schraubte fest und schraubte lose.

Die ganze Nacht saß er über seiner Arbeit. Erst als es tagte, gab er die Sache auf, zog sich aber nun zum Ausgehen an, schlug die Uhr in ein Stück Papier und wanderte über den Berg in die Stadt, kehrte von da auch erst am Abend wieder zurück.

Später verlautete es, daß er beim Uhrmacher gewesen war, dort aber wenig Trost empfangen hatte. Der Meister hatte vielmehr gesagt, die Uhr habe ihre Dienste geleistet, es lohne sich nicht mehr, ihrethalben einen Finger zu rühren. Jochen hatte aber nicht nachgelassen, bis man ihm den inneren Bau einer Uhr auseinandersetzte, ihm auch mancherlei, dessen er bedurfte, mitgab, und nun wollte er sie selbst in Ordnung bringen.

Der Jochen ein Uhrmacher! Nun, er konnte es ja versuchen, verderben ließ sich ja nichts mehr. Jetzt saß er Tage und Wochen vor seiner Uhr. Der Mond schaute ihm

einige Nächte geduldig zu, dann wurde es ihm langweilig, denn hundertmal war die Sache schon zusammengewesen, und immer wieder wurde sie auseinandergenommen. Die Uhr selbst sträubte sich mit aller Gewalt dagegen, wieder heil zu werden, sie war froh, das Leben soweit überstanden zu haben. Ihr Herr aber blieb hartnäckig und hielt sie wie in einem eisernen Schraubstock. Ja selbst im Schlaf verlor er sie nicht aus den Augen, sondern baute im Traume Uhren über Uhren.

Sah ihn jemand zufällig einmal am Fenster stehen, so erschrak er über sein vergeistertes Aussehen, und man hörte, lange werde er es nicht mehr machen, er schaue schon jetzt wie ein Gespenst aus, die Uhr bringe ihn so ganz allmählich um den Verstand und das Leben.

Dem war aber nicht so. In seiner tiefen Verlassenheit und Finsternis hatte er vielmehr von irgendwoher einen Laut vernommen und tappte nun mit dunklem Sinne dem Schalle nach, ohne zu wissen, was er tue, und ohne es wissen zu wollen, nur weil er einmal aufgestört und auf die Füße gestellt worden war. Das ging dann eine Weile zwischen finstern Wänden her, dann schimmerte es ein wenig. Und die Dämmerung wurde heller, bis er zuletzt erwachte und sich erstaunt im Lichte fand.

Als er so weit gekommen war, ging gerade jemand an seinem Hause vorüber, der dann unten im Dorfe verkündigte, er habe beim Jochen eine Uhr schlagen hören. Nicht lange darauf war das Häuschen voller Menschen, die sich davon überzeugten, daß die Uhr ging und die Stunden angab. Ein feiner Kopf ist er doch, gestanden sie sich da ein. Wie ein Gespenst sah er auch nicht aus, bleich wohl und eingefallen, aber mit hell gewordenen Augen, und über dem ganzen Menschen schimmerte etwas wie Freude und Frieden.

Er selber empfand diesen Schimmer und bedachte bei sich, während er sein Werk verführte, an einem wie dünnen Faden der Mensch doch aus dem Finstern ans Licht gezogen werden könne.

Als die Erwachsenen ihre Neugierde befriedigt hatten,

klopfte ein Trupp Kinder an seine Tür, und sein Patenkind, das blonde Lenchen, rief ihm zu, sie wollten auch gern die Uhr schlagen hören.

Jochen lächelte, nahm den Besuch aber bereitwillig und freundlich an und ließ die Kleinen auf der Bank unter dem Fenster, von wo man die Uhr gut betrachten konnte, Platz nehmen. Er setzte sich auch selbst bei ihnen nieder, und das Lenchen kletterte ihm vertraulich die Knie hinauf und schmiegte sich in seinen Arm. Nun saßen sie still und spitzten das Ohr wie die Mäuschen, bis die Zeit herankam, wo die Uhr schlagen mußte.

Ja, ihr Kinderchen, sagte der Jochen, als es vorüber war, so hat sie geschlagen, als ich hier einzog, und jetzt, wo ich wieder ausziehen will, schlägt sie wieder.

Das Lenchen sah ihn groß an. Pate, wo ziehst du hin?

Da drüben über den Berg, Lenchen, wo die weiße Wolke steht, und darauf drei Tagereisen in den Himmel hinein. Aber nun geht nach Haus, ich bin müde.

Sie waren jedoch noch nicht zufriedengestellt. Die Uhr hatte nur die halbe Stunde geschlagen, sie wollten mehr hören. Jochen mußte ihnen nachgeben.

Da man nun erst geraume Zeit zu warten hatte, holte er, um die Kinder in der Zwischenzeit zu beschäftigen, allerlei Merkwürdigkeiten von früher hervor und erzählte, während er sie vorzeigte, was er darüber einstmals zu seinen Kindern gesagt hatte.

Da war zuerst ein Fernglas. Man konnte aber damit nicht in die Welt hinaussehen, sondern hatte glitzernde Steine vor sich, die, wenn man das Rohr bewegte, durcheinanderstürzten und immer neue Herrlichkeiten offenbarten. So hatte es wohl dem Marienkind vor den Augen gefunktelt, als es zwischen den Sternen im Himmel saß und die Englein mit ihm spielten.

Dann war da ein Kompaß mit einer zitternden Nadel, die den Weg über die ganze Erde hin zeigte. Hätte er gewußt, seine Anna führe nach Amerika, so hätte sie den Kompaß mitnehmen müssen, vielleicht wäre sie dann zurückgekommen. Und noch manches andere.

Zuletzt hielt er gedankenvoll ein Stück rostigen Drahtes in Händen, das er vor vielen Jahren auf der Wiese des Frauholenteiches gefunden hatte. Seinen Kindern hatte er damals erzählt, es gehöre zu dem Glockenzug, mit dem man einstmals die Frau Holle in ihrem unterirdischen Schlosse angerufen habe, und sie hatten es scheu, aber mit unstillbarer Neugierde wieder und wieder betrachtet. Jetzt, nach vielen Jahren, wo er es wieder einmal in der Hand hielt, war ihm plötzlich, als hätte er damals nicht gefabelt, sondern die Wahrheit gesagt, ja der Glockenzug sei gar nicht abgebrochen, sondern führe unsichtbar weiter, und jetzt rühre er mit seiner Hand an das Tor einer untergegangenen Welt und weckt sie auf. Ihn deuchte, er höre es klingen.

Es klang auch, es war jedoch die Uhr, die die volle Stunde verkündigte.

Nun geht nach Haus, ihr Kinderchen, sagte Jochen bewegt. Ihr habt nun genug erlebt, ein andermal erzähle ich euch mehr.

Nun war sein Stern aufgegangen und schimmerte in mildem, sanftem Glanze über dem Dorfe, aller Augen auf sich ziehend. Sein Haus, das solange beiseite gestanden hatte, rückte mitten ins Dorf hinein, und der Nußbaum bekam viel zu sehen und zu hören. Jochen mußte Rat erteilen, wenn irgendwo eine Uhr versagte, später auch in anderen Angelegenheiten. Vor allem aber wurde ihm das heranwachsende Geschlecht herzlich zugetan und sammelte sich um ihn wie unter einer alten Dorflinde, in deren Schatten es sich wohligh sitzen und schön erzählen läßt.

Damals lasen die Leute ein Buch von Jeremias Gotthelf, worin einer namens Joggeli vorkam, eigentlich ein übler, hintsinniger und verwickelter Mensch, das gerade Gegenteil von Jochen, in dessen Herz man wie in einen tiefen, klaren Brunnen hineinsehen konnte. Dennoch rief ihn plötzlich jemand Joggeli, und bald tat es das ganze Dorf.

Er stutzte zuerst über den neuen Namen, sein feines Ohr

verstand aber schnell, was er zu bedeuten hatte. Wohl klang in dem fremden Namen etwas Neckerei mit und etwas Überlegenes, noch mehr aber doch Freundliches und Gutes. Wer ihn so anrief, wollte zugleich nach seiner Hand greifen und sie warm halten. Das tat ihm wohl, sein altes Herz ermunterte sich ja in allen feinen Tiefen und breitete sich wie das Licht nach allen Seiten aus, und er selber wandelte wieder wie seine alte Uhr mit der Zeit und in der Zeit.

Einen lauten Ton brachte er freilich noch immer nicht aus sich heraus, aber weiter ging er, still und leise.

*

So waren ein paar Jahre vergangen, als wieder etwas Neues über ihn kam.

Bei seiner Heimkehr aus dem Walde, in dem er nun wieder arbeitete, hörte er schon unten im Dorfe, es sei für ihn ein Brief angekommen von weither, der Bote sage aus Amerika. Wie er damals nach Haus gekommen war, ist ihm nie deutlich geworden. Er meinte immer, er sei nicht vom Fleck gekommen, die anderen behaupteten, er sei geflogen.

Vor seinem Haus erwartete ihn schon das Lenchen mit dem Brief, aber nun konnte er den Türschlüssel nicht finden, und als er ihn hatte, vermochte er ihn nicht in das Schloß zu stecken, das Lenchen mußte ihm helfen. Drinnen war das Feuerzeug verlegt, dann wollte die Lampe nicht brennen, und als endlich Licht war, konnte er die Augen nicht gebrauchen. Es dauerte eine Ewigkeit, bis er den Brief gelesen und begriffen hatte, und da er nun aufstehen wollte, waren ihm die Füße abgestorben und der Körper gelähmt.

Auf einmal aber faßte es ihn und hob ihn mit Gewalt in die Höhe, rüttelte und schüttelte ihn, als sei ihm eine neue Feder eingesetzt worden, eine viel zu starke, er konnte nicht mehr gehen, er mußte springen. In einem Nu war er im Nachbarhaus, dann im folgenden, und weiter lief er und weiter.

Überall aber erzählte er, seine Tochter lebe, und es ginge ihr gut. Sie habe solange geschwiegen, weil sie ihren Eltern das Herz nicht schwer hätte machen wollen mit ihrer Not. Jetzt sei sie verheiratet, habe Kinder, ihr Mann sei ganz aus der Nachbarschaft von Dutenbach, nämlich von Gelnhausen. So habe sie geschrieben. O, ihr Leute, rief der Joggeli ganz außer sich, was muß das für ein Land sein, das Amerika, Gelnhausen liegt ein gutes Ende entfernt von uns, ich traue mich nicht zu sagen, wieviel Meilen. Und das nennen sie drüben noch Nachbarschaft. Geld wollen sie mir auch senden. Es wäre nicht nötig, ist mir aber doch lieb, da ich daraus ersehe, daß es ihnen gut geht.

Als er heimkam, war es schon tiefe Nacht, nur die Sterne flimmerten so hell über ihm, als wäre auch am Himmel Festtag. Ihr Lichterchen, rief er hinauf, wüßtet ihr, wie es in mir brennt! Ich habe ja mein Leben wiedergefunden. Ach, Magdalene, wenn du das noch miterlebt hättest! Du schläfst in Frieden. Ich aber werde diese Nacht kein Auge zutun.

Kaum hatte er sich jedoch niedergelegt, so hielt draußen vor der Tür ein goldener Wagen mit kristallinen Fenstern, und der Joggeli setzte sich hinein und fuhr nach Amerika. Das tat er fortan in jeder Nacht und war am anderen Morgen doch nicht müde, sondern ging, wohl ausgeruht, mit hellen Augen und das Herz voller Morgenrot an seine Arbeit.

Er hatte jetzt fortwährend Briefe zu schreiben, denn es gab unendlich viel zu erzählen und zu erfragen. Was er aber erfuhr, mußte er weiterberichten, und der Joggeli schwärmte in seinen alten Tagen in den Gassen herum wie der Vollmond, wenn der Flieder duftet und die Nachtigall flötet.

Nicht lange, so begann eine neue Melodie, die er, halb erschrocken, halb in einen Freudenrausch versinkend, vernahm: er sollte zu seinen Kindern kommen und bei ihnen wohnen.

Du wirst doch nicht, Joggeli! riefen ihm die Leute entgegen,

und obwohl er sich ebenso zugerufen hatte, fragte er dennoch mit unternehmendem Gesicht: Warum denn nicht? Doch fügte er vorsichtig hinzu, er müsse sich freilich die Sache reiflich überlegen.

Das sprach sich herum, drang auch über die Gemarkung hinaus und hatte zur Folge, daß ihn ein Versicherungsagent aufsuchte, der ihm allerlei schöne Dinge erzählte und ihm auch einen Pack Schriften zur weiteren Belehrung zurückließ. Das war gerade das, was dem Joggeli noch gefehlt hatte; er studierte die Schriften, bis er sie auswendig kannte und noch mehr wußte, als darin geschrieben stand. Wer hinfort nach Amerika reisen wollte, hatte es leicht, der Joggeli konnte ihn unterrichten. Einmal kam auch ein Knecht aus einem Nachbardorfe, der im Vaterlande nicht gedeihen konnte und es gern bequemer haben wollte. Der empfing auch so schön Bescheid, daß ihm die Augen vor Freuden übergingen und er Joggelis Lob in allen Tonarten sang.

Inzwischen erörterten die Amerikaner Joggelis eigene Auswanderung immer ausführlicher, und obwohl es ihm damit ebensowenig Ernst war als etwa mit dem Plane, einen Luftballon zu besteigen und darin in der Sommerluft herumzukutschieren, so wollte er ihnen doch die Freude nicht verderben, sondern meinte, man könne, wenn es bedenklich würde, noch immer Halt blasen. Aber eines Tages schrieb ihm seine Tochter, nun habe sie das Heimweh gefaßt, sie werde selbst hinüberkommen und den Vater mitnehmen.

Der Joggeli fuhr zusammen, die Freude war aber doch größer als der Schrecken. Und als er seine Tochter von der Bahn abgeholt hatte, wandelte er, noch etwas befangen zwar, aber glücklich, wie ein Kind mit einem Kringel in der Hand, an der Seite der stattlichen, vornehmen Frau, die doch sein Kind war und ihm zärtlich begegnete, und noch ehe sie miteinander das Dorf erreichten, war alles Fremde verloren und der Zwischenraum der Jahre übersprungen.

Es kam aber doch anders, als er es sich in Gedanken ausgemalt hatte. Das ganze Dorf hatte sich auf den

amerikanischen Besuch eingerichtet, und Joggeli hatte, um nur jedem die nötige Ehre anzutun, wie ein großer Herr die einzelnen Tage im voraus vergeben müssen. Seine Tochter verspürte jedoch keine Neigung, in den Häusern herumzusitzen und sich auftafeln zu lassen, sondern machte es so kurz wie möglich ab, indem sie erklärte, die Leute seien ihr vollkommen fremd geworden, und sie sei auch nicht aus Sehnsucht zu ihnen, sondern aus Heimweh nach dem Vater zurückgekommen.

Joggeli war darüber etwas verstimmt und fragte, warum sie denn bei solchem Heimweh so lange mit einer Nachricht gewartet hätte.

Ach, Vater, antwortete sie ihm. Mir ist es lange Zeit so schlimm ergangen, daß ich nur an mich zu denken vermochte, und in den harten Zeiten ist auch mein Gemüt hart geworden. Erst als ich zur Ruhe kam, brach die Rinde über dem Herzen, und wie ich dann deine Stimme wieder in mir hörte, so gut und freundlich, wie vor vielen Jahren, fiel sie vollends von ihm ab, und das alte Herz und die alte Liebe brachen mit Gewalt hervor.

Gegen die Auswanderung hatte sich Joggeli längst mit Gründen ausgerüstet: Er danke es ihnen, daß sie ihn pflegen und hegen wollten, aber er bedürfe es nicht, er fühle sich ganz wohl, brauche es nicht besser und möchte ihnen nicht zur Last fallen. Außerdem sei er schon alt und schwer in einen anderen Boden zu verpflanzen. Sie sollten sich seinetwegen keine Sorge machen.

Die Tochter griff die Sache aber von einer anderen Seite her an. Sie sagte ihm, sie wisse recht wohl, daß er ihrer aller nicht bedürfe, sie aber bedürften seiner. Ihre Kinder seien brav und lieb, sie meine aber, es würde ihnen sonderlich gut sein, wenn sie des Großvaters Einfluß verspürten. Sie selbst habe immer deutlicher erkannt, daß sie das Beste, was an ihr sei, ihrem Vater zu verdanken habe, und seine Stimme habe sie immer in sich nachklingen hören. Sie habe auch versucht, mit ihren Kindern in der Weise zu reden, wie es ihr Vater mit ihr getan habe, sie bringe es aber nicht recht zusammen

Daher müsse er ihr nun helfen, aus seinen Enkeln echte und rechte Menschen zu machen. Die Kleinsten sprachen schon mit Sehnsucht von der Zeit, wo sie dem Großvater im Schoß sitzen würden.

Das war ein Ton, bei dem der Joggeli das Ohr spitzte, und der ihm das Herz aufspringen machte.

Ja, wenn man ihn nötig hatte, dann bekam die Sache freilich ein anderes Gesicht, dann durfte er sich ja nicht versagen.

Nun war er bald Feuer und Flamme, bot sein Haus mit allem, was dazu gehörte, zum Verkauf aus, unternahm es, während seine Tochter zu ihres Mannes Verwandten nach Gelnhausen fuhr, die Angelegenheit zum Abschluß zu führen. Er förderte sie auch so weit, daß man nur noch zu unterschreiben brauchte. Dann schlug er jählings um, und seine Tochter fand ihn bei ihrer Rückkehr als ein Häuflein Unglück vor, in seinem innersten Herzen mit sich entzweit, da der halbe Joggeli durchaus in die Welt hinausbegehrte, die andere Hälfte von ihm aber klagte und stöhnte und sich verzweiflungsvoll an sein Häuschen anklammerte.

Die Tochter mußte lachen, als sie seine Not wahrte, strich ihm beruhigend über sein verwirrtes weißes Haar und den heißen Kopf und sagte: Aber Vater, es zwingt dich ja niemand, zu verkaufen. Es ist meine eigene Meinung, du lässest hier alles beim alten, fährst vorerst mit mir hinüber und entschließe dich erst, sobald es dir richtig scheint.

Nun war der Joggeli wieder ganz, lief umher und sagte ein über das andere Mal Lebewohl. Dem Lenchen, das weinend zu ihm hinaufkam, versprach er, es solle mit seiner Mutter nachkommen, sobald er erst einmal drüben Bescheid wüßte. Seine Tochter hing dem Kinde dazu ein goldnes Kreuz an einer goldnen Kette um, das sie ihm in Gelnhausen gekauft hatte, worauf es sich die Augen trocknete und der Mutter seine neuen Aussichten verkündigte.

Dann kam die Stunde, wo Joggeli seinen zweiten Hausschlüssel zum Aufheben für alle Fälle im Nachbarhaus ablieferte, den andern aber, an den er gewöhnt war, in die

Tasche steckte. Und nun konnten sie Joggelis Fahne, die so lange über dem Dorf geweht hatte, herunternehmen.

Lange hörte man dann nichts von ihm. Als er aber erst einmal geschrieben hatte, folgte ein Brief dem andern, und der letzte war jedesmal glückseliger als der vorhergehende. Er sei wie im Himmel, schrieb er, seine Enkelchen gingen ihm nicht mehr von der Seite, und alles sei so schön, wie er es sich nie im Leben vorgestellt hätte. Zurück käme er nicht wieder.

Damals zeigte es sich, daß sein Stern schon im Erbleichen war: seine Tochter hatte es ihm im Dorf verdorben. Sie hatte stolz und fremd getan, und nun, sagte man, fange der Joggeli auch so an. Daß es ihm bei seinen Leuten gefalle, könne man ihm nicht verdenken; aber schön sei es nicht zu nennen, daß er sich von der Heimat, darin es ihm doch so lange wohl gewesen sei, in jedem Briefe lossage. Dem Lenchen riet man, es solle ja auf seine amerikanischen Aussichten keine Häuser bauen. Der Joggeli habe es schon des öfters bewiesen, daß er ein Kind sei und eins über dem andern vergesse.

*

Als der Winter vorüber war und die Weiden silberne Kätzchen trugen, träumte Lenchens Mutter einmal in der Nacht, beim Joggeli brenne Licht, sie sah aber nachher, als sie die Augen klar bekommen hatte, daß das Haus mit seinen Fenstern dunkel wie immer war. Am Morgen entdeckte dann das Lenchen, daß bei ihrem Paten ein Fensterflügel aufstand, und wie sie oben gewesen war, rief sie schon von weitem: Beim Joggeli geht die Uhr.

Jetzt stürmte man hinauf und sah den Joggeli am Kammerfenster stehen vor einem kleinen Spiegel, ganz in Gedanken versunken und das Gesicht voller Seifenschaum. Man verhielt sich also, da man einen, der mit dem Messer hantiert, nicht aufschrecken darf, so lange still, bis er die Wangen glatt hatte und nun wieder aus seinem Nachdenken erwachte und, seine Zuschauer bemerkend, lebhaft hinausgrüßte.

Ja, Joggeli, da bist du ja, rief man ihm entgegen, als er bald darauf in der Tür erschien. Wir dachten, du kämest niemals wieder.

Das glaubte ich selbst, versetzte er, aber es kommt manchmal anders, als man denkt. Mitten in meinem Glück legte sich mir plötzlich etwas auf die Brust, fester und fester, dann fing es auch an, in meinem Ohr zu läuten, und wie ich genau hinhörte, waren es unsere Glocken hier. Die läuteten nun in einem fort, Tag und Nacht, bis mir ganz schwindlig wurde, und meine Tochter sagte, es sei gewiß am besten, ich führe erst einmal nach Hause, nachher würde mir besser werden, und das Heimweh nach Amerika würde mich erfassen. Sie hat die Wahrheit gesagt, ich spüre es schon. Gestern, als es zur Nacht läutete, war ich über dem Dorf, und ich sage euch: Ich habe doch inzwischen vieles gesehen und gehört, aber etwas Schöneres als unsre Glocken gibt's auf der Erde nicht wieder. Ich war halb ohnmächtig vor Freude, als ich sie wieder hörte.

Die Leute schüttelten den Kopf und sagten, als sie auseinandergingen: Es stimmt nicht, und es stimmt nicht. Seine Anna und ihr Wesen haben wir ja nun kennengelernt, und Joggelis Art ist uns auch nicht unbekannt. An ihm selber wird ihnen nicht so viel gelegen haben als an seinem Geld. Wie wenig es sein mag, die Amerikaner können alles gebrauchen. Wäre ihm so wohl gewesen, so würde er drüben geblieben sein, nun aber schämt er sich, seine Enttäuschung einzugestehen.

Joggelis Rahm zu vernichten, kehrte auch der Knecht, den er nach Amerika beschieden hatte, wieder zurück und machte ihm einen bösen Auftritt, lärmte danach auch im Dorf herum, Joggeli habe ihn belogen und betrogen, es sei drüben ganz anders, als er es ihm abgebildet hätte, und er wäre froh, den amerikanischen Staub von den Schuhen abgeschüttelt zu haben.

Seitdem hörte man Joggeli mit vorsichtiger Miene zu, wenn er berichtete, und hing allen seinen Worten ein Fragezeichen an. Sprach er von seiner demnächstigen

Rückreise, und daß er das Herz bis oben hin voll Sehnsucht habe, so klopfte man ihm lächelnd auf die Achseln und meinte, so schlimm werde es doch wohl nicht sein. Schilderte er seines Schwiegersohns Wohlstand, so sagte man, so schnell werde ihm dieser wohl nicht den Grund der Dinge aufgedeckt haben, und man dürfe nicht alles, was einem in die Augen glänze, für Gold halten. Für jedes Wort sollte er Brief und Siegel herbeibringen, und wäre ihm darum zu tun gewesen, ihr Vertrauen wieder zu gewinnen, hätte er die amerikanischen Steuerlisten einfordern müssen.

So wichtig war ihm aber ihre Meinung nicht mehr, er zog sich vielmehr von ihnen zurück. Nur die Kinder sammelten sich nach wie vor unter dem Nußbaum, und auch die jungen Leute ließen sich darunter noch weiterhin zum Singen nieder. Joggeli empfand erst Betrübniß über die eingetretene Entfremdung, er machte aber keinen Versuch, sie wieder aufzuheben.

Es geht mir mit den Menschen wie mit meiner Uhr, sagte er zu sich selbst, ich fühle jetzt einen Widerstand und brauche nur ein wenig aufzudrücken, so springt die Feder, und wir sind ganz auseinander. Recht zusammen sind wir eigentlich auch niemals gewesen, sondern als ich meinen klügsten Tag hatte und meine Magdalene nahm, waren sie voll Spott und Hohn. Mein schwerstes Werk, das müde Herz, worin alles gebrochen war, dennoch im Gang zu halten, daß es nicht zuckte und wehklagte, haben sie übersehen; aber daß ich eine alte Uhr wieder zurecht gebracht habe, galt ihnen als etwas Großes, und wie ich vor lauter Glück närrisch geworden war, wurde ich ihr Orakel. So geschieht mir recht, wenn sie mich jetzt, wo ich meinen Verstand wieder erlangt habe, für kindisch ansehen.

Er besprach daher seinen Reiseplan hinfort nur noch mit dem Lenchen und dessen Mutter, und da er sich inzwischen an ihre Gesellschaft gewöhnt hatte und sie nicht so lange entbehren wollte, so ließ er die beiden, bis sie zusammen mit ihm aufbrächen, bei sich wohnen. Damit glaubte er, vorerst genug getan zu haben, nahm also seine

Waldarbeit wieder auf, ging aber nicht mehr mit der schweren Axt, sondern war dem Förster sonst behilflich, zu säen, zu pflanzen und den Forst zu hegen. Da er nun mehr in der Nähe des Dorfes blieb, trug ihm das Lenchen gern das Essen und erlustigte sich, derweilen er speiste, im Wald und in den Beeren.

Hatten die Menschen den Joggeli verlassen, so hielt der Wald um so treuer zu ihm. Weit herum kannte ihn ja jeder Baum. Diesen hatte er gepflanzt, jenem Luft gemacht, als es ihm zu enge wurde, unter andern hatte er bloß geruht, aber manch liebes Mal in Freude und Kummer. Wenn der Joggeli aß, wollte der ganze Wald wissen, wie es ihm mundete. Die Finken spazierten ihm vor den Füßen herum, die Häslein beäugten ihn von weitem, und es deuchte ihn, die Eichhörnchen, die sich über ihm in den Zweigen tummelten, wetteiferten miteinander, ihm Bucheckernschalen in den Suppennapf zu werfen. Bei der Arbeit aber schauten ihm tausend Augen andächtig zu, und ringsum besprach man sich, warum der Joggeli heute dies und morgen das täte.

So war sein Leben vom Morgen bis zum Abend eine stille Freude. Er wandelte in der köstlichen Abenddämmerung des Lebens, die das Nahe in die Ferne rückt und das Ferne in einem warmen Schimmer wieder nahebringt.

Sein Reiseplan konnte dabei freilich nicht weiterkommen, doch wechselte er viele Briefe und besprach sich auch eine Zeitlang mit dem Notar, der die Sache aber nicht zu fördern schien; denn er war schnell mit ihm fertig. Als ihn das Lenchen einmal unmittelbar daraufhin ansprach und ihn fragte, wann sie nun endlich aufbrächen, antwortete er: Kind, du fragst mich zuviel. Siehe, ich habe jetzt zwei Heimaten, zwischen denen ich wählen soll, eine so schön wie die andre, diese hier, woran meine Jugend hängt, mein ganzes Erinnern und alles, was mir einmal teuer gewesen ist, und dazu jene jenseits des Meeres mit meinen Kindern und Enkeln. Und dann, während ich mich besinne, bin ich gewahr geworden, daß ich noch eine dritte Heimat habe. Die leuchtet mir mit jedem Tage goldner in die Gedanken,

und ich sehe sie immer deutlicher vor Augen. Nun weiß ich nicht, wofür ich mich entscheiden soll.

Er entschied sich aber für die dritte Heimat und wanderte mitten in der Nacht, und ohne daß es jemand merkte, dahin aus.

*

Nun kam es heraus, was er mit dem Notar verhandelt hatte: Das Lenchen erbte alles, seine Kinder in Amerika hatten verzichtet und waren mit ihres Vaters Wunsch einverstanden gewesen, das Häuschen so zu hinterlassen, wie er es einstmals übernommen hatte. Damals hatte eine Witwe mit ihrer Tochter darin gewohnt, so sollte es auch jetzt wieder geschehen, und der Joggeli mahnte nur, sie möchten, soviel an ihnen läge, das Glück nicht daraus entweichen lassen; denn das Häuschen sei daran gewöhnt. Außerdem hatte er ein Legat ausgesetzt, wofür am Pfingsttag ums Morgenrot, da er vor Zeiten von Vallanden aufgebrochen war, die Glocken geläutet werden sollten; denn das wäre eine gute Stunde gewesen, die man nicht vergessen dürfe.

Jetzt kam der Joggeli wieder zu Ehren. Die Amerikaner mußten doch wohlgestellte Leute sein, sonst hätten sie solche Geschenke nicht machen können, und großherzige Menschen dazu, sonst hätten sie es trotzdem nicht getan. Dann hatte der Joggeli aber die Wahrheit gesagt und war unverdienterweise verkannt worden. Ein besondrer Mensch war er aber dennoch gewesen, hatte immer mehr gehört als andre Leute, und der liebe Gott mußte ihm die Augen und Ohren auf eine andre als die gewöhnliche Art eingerichtet haben. Zum Beispiel das mit den Glocken. Man hatte es nicht nötig, nach Amerika zu reisen, um ein schönres Geläute zu hören als daheim. Da er es aber einmal so sehr geliebt hatte und es auch in der Ewigkeit nicht entbehren wollte, so konnte man ihm ja seinen Willen tun.

Wer den Joggeli nunmehr besuchen will, der muß genau Zeit und Stunde abpassen. Er muß in der Nacht, bevor es Pfingsten wird, zur Stelle sein. Dann läuten die Glocken in der halben Nacht und um die Zeit der Morgenröte in die Blüten und den Frühling hinein. Wer im Dorfe davon aufwacht, sagt: Es ist dem Joggeli seine Stunde. Jetzt ist er von seinem himmlischen Häuschen herabgekommen und sitzt irgendwo in der Nähe, dem Läuten zu lauschen.

Und ist es vorüber, so daß man die Schwalben wieder zwitschern und die Lerchen wieder singen hört, dann legt man sich, weil es Feiertag ist, noch einmal aufs andere Ohr und denkt: Jetzt steigt er wieder nach seiner dritten Heimat hinauf.

Gute Nacht, Joggeli, komm gut nach Haus.

Endnoten

1 Pfarrverweser: Stellvertreter im Pfarramt

2 Vetterstraße: vgl. Hess.-Nassauisches Volkswörterbuch. "Die Vetterstraße ziehen" bedeutet "sich bei Verwandten und Bekannten zu Gast laden"

3 Atzung: Fütterung (Jägersprache)

4 Meister in Israel: vgl. Bibel: Joh. 3,10. Bezeichnung von Jesus für Nikodemus, einen "Obersten unter den Juden". Jesus erklärt ihm, dass der Eintritt in das Reich Gottes eine *geistige* Wiedergeburt voraussetzt. Nikodemus missversteht jedoch diese Geburt als ein *leibliches* Geschehen.

5 Haulemännchen: vgl.: "Die drei Männlein im Walde", Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Dort leben drei 'Haulemännerchen' in einer Hütte im Wald. Diese schenken dem "artigen und guten" Mädchen u.a., dass ihm bei jedem Wort ein Goldstück aus dem Mund fällt. Dem "unartigen und bösen" Mädchen aber schenken sie u.a., dass ihm bei jedem Wort eine Kröte aus dem Mund springt.

6 Häher: Rabenvogel

7 Hasenbrot: ein nicht gegessenes, wieder heimgebrachtes Pausenbrot

8 Einsegnung: hier: Konfirmation

Der Joggeli

"Das kleine Idyll 'Der Joggeli' berichtet in einer warmen, herzlichen Art von den 'drei Heimaten' des Joggeli, von seinem Leben, Lieben und Leiden in Dutenbach, von seiner Amerikafahrt und endlich von dem stillen Fortgang des Alten in die 'dritte Heimat', die über den anderen liegt und aus der er zuhört, wie seine Dutenbacher Glocken in der Pfingstnacht für ihn läuten. Eine ganz stille Geschichte – kaum noch eine Geschichte zu nennen, aber sie hat etwas Fröhliches und Tröstliches, und zu dem Joggeli, der uns lieb wird, sagen auch wir gleich den Dutenbachern und gleich dem Dichter am Ende: Gute Nacht, Joggeli, komm gut nach Haus!"

Carl Busse (1872-1918), Lyriker und Literaturkritiker